

Trauben, der das ganze Land durchströmt, dann hört man das Glockengeläute der St. Rochuskapelle landauf, landab unaufhörlich wie lustiges Summen und Klingen. Man muß allein oder zu zweien durch die lieblichen Weinreihen am Rhein wandern und Einkehr halten, wo ein grüner Kranz an rohem Holzstechen aus einem alten Hausflur herauslugt als das Hoheitszeichen des weinbefränzen Gottes. Man muß die alten Tore und Türen betrachten und sich in die Ruinen einnisten, um die echte Romantik des Rheinlandes zu genießen. Dann ist eine Rheinfahrt vielleicht so poesievoll und schön, wie eine Fahrt durchs Frankenland.

Bei lebendigem Leibe

Eine Erzählung von Peter Schneider

(Fortsetzung)

Das Kloster der Söhne des heiligen Franziskus zu Villach sah von innen und außen wie andere Klöster dieses Ordens aus, Anselms Zelle war wie andere Zellen, die Väter und Brüder waren Menschen und Ordensleute wie anderswo, die Kirche war ähnlich wie die zu Bamberg, nur etwas weniger reich geschmückt: dies alles sah und fühlte Anselm innerhalb weniger Tage, und so war er sehr bald eingewöhnt. Die Klosterzucht war gut, daran konnte man nicht zweifeln; nichts Hässliches trat dem Neuling entgegen, und dies war gut bei der Schärfe seines prüfenden Blicks. Da er gewillt war, sich mit voller Hingabe seinem Sonderberuf zu widmen, begnügte er sich mit einem raschen Überblick über die Räume des Klosters. Der junge Bruder mit den Kinderaugen — er hieß Lambert — zeigte ihm alles und bemerkte wohl, wie der vorwärts drängende Anselm nirgends zu lange verweilen wollte. Nur an einer Stelle blieb er sinnend einige Augenblicke stehen. Der eine Flügel des Klosterbaues setzte sich nach Osten in einem niedrigen, nur einstöckigen Anbau fort, fast wie sonst aus einem Kirchenlangschiff ein eingezogener, niedrigerer Chor vorspringt. Bruder Lambert meinte denn auch, das sei wohl ehemals eine Kapelle gewesen. Jetzt diente der spärlich beleuchtete Raum als Aufbewahrungsort für kirchliche Geräte. Die östliche Abschlußwand war gerade, ihre durch kein Fenster unterbrochene Innenseite völlig kahl. Seltsam, daß dem Bruder Anselm diese kahle Wand mißfiel, an der kein Bild hing, kein Nagel eingeschlagen war. Warum wohl? Ach was, Zufall! Noch nie hatte er Anstoß genommen an einer kahlen, unbenußten Wandfläche, und er mußte ein wenig über sich selbst und über das leise Unbehagen, das ihn befallen hatte, lächeln, indes sie beide sich zum Verlassen des Raumes anschickten. Im übrigen hatte er über seiner Küchentätigkeit, die ihn bald ganz in Anspruch nahm, die kahle Wand und sein Missbehagen rasch vergessen.

In keinem Hause ist der Koch eine Nebensächlichkeit, vielmehr hängt das Wohl und Wehe der Insassen recht eigentlich von ihm ab. Das gilt und galt auch für ein Bettelordenskloster, namentlich zu einer Zeit, wo die alten Fastengebote noch mit voller Strenge bestanden und den Koch zwangen, sozusagen ein Künstler in seinem Fach zu sein. Es war daher keine Kleinigkeit und lieferte den Brüdern reichen Gesprächsstoff, wie der neue Koch aus Bamberg sich in die Villacher Bedingungen und Ansprüche einlebte, wie er in manchem umlernte, wie aber auch die Einheimischen mehr oder minder freiwillig und gern ihm entgegenkamen, bis man sich auf einen guten Mittel-

weg geeinigt hatte. Da Anselm kein Stümper war, sondern seine Kunst als überlegener Fachmann handhabte, wußte er, daß sich eines nicht für alle Gegenden schicke. Mit seiner überaus feinen Zunge bemerkte er sehr rasch, daß das Fleisch, das Gemüse, ja selbst das Mehl hier nicht ganz so schmecke wie in der fränkischen Heimat; neue Fische aus den Kärntener Seen lernte er kennen, Gewürzkräutlein aus den Kalkalpen, die ihm noch nicht bekannt gewesen — dies alles und noch anderes dazu veranlaßte ihn, mit größter Aufmerksamkeit seines Amtes zu walten und für alle Bemerkungen, die ihm aus dem Speisesaal zu Ohren kamen, dankbar zu sein. Es war ihm nicht gleichgültig, was Vater Josephus, der gütige, milde Klosterälteste, was Vater Rainfried, der straffe, geistesscharfe Vitar, über seine Leistungen urteilten. Doch nie fragte er — wie der Vater Quardian zufrieden gewesen sei, gleich als wäre ihm selbst ein Lob aus diesem Munde gleichgültig oder zuwider.

Eines Tages stand er in der Küche neben dem Herd um eine Eierpeise zu bereiten. Bruder Lambert, dem es eine Lust war dem Koch behilflich zu sein, hatte ihm die Eier herbeigebracht, schwatzte nach seiner kindlichen Art dies und das und ließ auch, ohne rechten Zusammenhang mit dem übrigen Gespräch, die Worte fallen: „Anselm, Kochst wirklich gut; alle sagen's, außer —“ „Außer —?“ fragte schnell der Koch den leicht Stockenden. Dieser, nicht imstande durch rasche Geistesgegenwart sich aus der Schlinge zu ziehen, fuhr wohl oder übel fort: „Außer dem hochwürdigen Vater Quardian —“ „Was sagt er?“ fragte wiederum rasch und hart der Koch, indem seine rechte Hand den Stiel der Pfanne, die auf dem Herd stand, fester umschloß. Und willenlos, mit leichter Röte der Bellommenheit, fuhr der andere fort: „Er hat neulich gesagt — man könne ein Koch heißen und doch keiner sein.“ — Kaum hatte Lambert das unbedachte Wort gesprochen, als er es auch schon bitterlich bereute — und diese Neue sollte den Armen durch sein ganzes künftiges Leben foltern. Schrederfüllt sah er, wie eine Blutwelle dem Klosterkoch ins Antlitz stürmte um gleich wieder daraus zu weichen; wie die Lippen des nun kreidebleichen Gesichts knirschende Zähne sehen ließen — wie Anselms rechter Arm sich hob und die Pfanne auf den Herd schmetterte, daß die Rundung vom Stiel absprang und samt dem Inhalt auf den Fußboden rollte; wie der Koch ein paar Augenblicke wie geistesabwesend in die Lust starrte und dann raschen Schrittes die Küche verließ. Niemand sonst hatte den Vorgang bemerkt, und dies war jetzt das einzige Trostgefühl in Lamberts Brust. Eine Ahnung sagte ihm, wohin der Koch geeilt; er ging ihm nach, und als er die Türe der Kirche leise öffnete, sah er schon den anderen mit verbülltem Gesicht vor dem Altare knien. Er wartete, bis Anselm mit seinem Gott für den Augenblick ins reine gekommen, und trat auf ihn zu, als er das Heiligtum verließ. Doch gegenüber Anselms abweisenden Augen blieb ihm die Bitte um Verzeihung in der Kehle stecken. So warb er noch oft um Vergunst, mit flehenden, mit tränenumflorten Augen: ein Blick, eine Handbewegung, ein Wort Anselms verurteilte ihn stets zum Schweigen über diesen Gegenstand, und an Lamberts Kindergemüt fraß der erste große Kummer seines Lebens. Aber Anselms Himmel begann sich mit Schleierwolken zu überziehen.

Um dieselbe Zeit hatten Stadt und Land unter einer plötzlich eintretenden Plage durch widrige Tiere zu leiden. Von Osten, so schien es, waren sie gekommen, die unholden geschwänzten Gäste, an Aussehen verschieden von

ihren bis jetzt einheimischen Namensvettern, und bedrohten nicht nur die Speisevorräte der Menschen, sondern auch deren Gesundheit. Jedermann sah sich nach Rattengift um; und damals fiel unserm Klosterloch das letzte Gespräch mit seiner Mutter ein. Sein junger Freund, der Bruder Lambert, wußte auf die Frage, wo hier in der Gegend der Hundswürger wuchs, keine Auskunft. Als eines Fischers Sohn am Wörther See aufgewachsen, kannte er Schilfrohr und Wasserschierling, Binse und Fröschlöffel und was sonst im Schlammgrund wurzelte; aber was weiter hinauf an steiniger Halde wuchs, darum hatte er sich nie gekümmert: den Hundswürger, den ihm Anselm beschrieb, kannte er nicht. Der Koch nun meinte, an den fessigen Hängen der Villacher Alp, da wo sich der Berg zum Warmbad Villach herabsenkte, müßte die kalkliebende Pflanze am ehesten zu finden sein, und so machte er sich eines Tages nach dem Mittagessen zu dem nicht großen Ausflug auf. Eben wollte er die Hauptstraße der Stadt überqueren um an St. Jakob vorbei westwärts nach dem Warmbad hinauszutandern, als seine Blicke straßab einem Aufzug zugelenkt wurden, der gerade durch das Brückentor hereinkam. Begleitet von Gewappneten knarrte ein schwerer Reisewagen durch das Torgewölbe, und Anselms gute Augen erkannten an der Leinwand des Wagendaches den schwarzen Bamberger Löwen. Landsleute! Einen Augenblick standte sein Schritt; doch von Natur nicht zur Neugierde gebildet und dazu noch durch klösterliche Zucht gebändigt, schritt er weiter, indem er bedachte, daß er am Abend ja doch wissen würde, wer die Ankömmlinge seien. Im übrigen traf er in der Tat auf dem Schutt eines vorgeschichtlichen Bergsturzes die gewünschte Pflanze in größerer Menge an; die herzförmigen Blätter glänzten, die elsenbeinbleichen Blüten leuchteten matt in der Sommersonne.

Anselm grub mehrere Stück aus und barg die Wurzeln, auf die allein es ihm ankam, in einer mitgebrachten Ledertasche; einige wenige Pflanzen nahm er ganz mit um sie im Kloster zu zeigen. Wieder überquerte er auf dem Rückweg die Hauptstraße der Stadt, da kam ein Mädchen an ihm vorbei, das die hohe Bänderhaube als Bambergerin dem ersten Anschauen verraten mußte. Ein forschender Blick von beiden Seiten, ein Stutzen, dann in dem hübschen Gesicht der Jungfrau ein Aufleuchten, dem Anselms ältere Augen doch auch antworteten: Die Landsleute hatten sich erkannt, und Barbara Kröppelin, aus Anselms Heimatpfarrdorf Schnaid gebürtig, freute sich mit der vollen Natürlichkeit ihrer blühenden Jugend über die Mäzen, schon am ersten Abend ihrer Anwesenheit in Villach den Landsmann zu treffen und zu sprechen. Ihre Augen, sanfter als die Anselms, glänzten, der feine, kleine Mund lachte und entließ die Worte der Erzählung in fast allzu beschwingter Eile. Barbara war schon seit einigen Jahren Kammerzofe bei der Gattin des edlen Herrn von Stibar — eben desselben, dem Anselm vor den Toren Bambergs begegnet. Der bischöfliche Amtmann war auf Veranlassung des Bizedoms, der zu Wolfsberg saß, vom Bischof nach Kärnten entsandt worden mit einer Aufgabe, die ihn längere Monate im Lande festhalten mußte: Daher hatte er die Gattin mitgebracht, die schon längst das schöne bambergische Nebenland gern kennen gelernt hätte. Der Inhalt seiner Aufgabe war dem Bauernsohn Anselm weder lächerlich noch gleichgültig; es handelte sich darum, den in Entartung begriffenen Viehstand Kärntens zu verbessern, womöglich durch Einführung der gelben Frankenrasse: Dies sollte der Herr Heinrich von Stibar versuchen. Das alles erzählte Barbara, und als

sie mit Händedruck und dem Wunsche baldigen Wiedersehens schieden, war das Cirund ihres Gesichtes vor Eifer und Freude gerötet; das fremde Land erschien ihr wie ein Stück Heimat, und sie lächelte glücklich vor sich hin, als sie der Herberge zuschritt, in der ihre Herrschaft einstweilen abgestiegen war.

Stehen zwei junge, harmlose Menschenkinder fröhlichen Gesichts auf der Straße beisammen, so pflegt dies den Neid von Menschen zu erregen, die weder jung noch harmlos noch fröhlich sind, und das Scheusal Neid erzeugt die Misgeburt der übeln Nachrede, die stets auch den Weg in die Klausur von Klöstern mit Leichtigkeit gefunden hat. Als am Tage nach dieser Begegnung Anselm mit einem jungen Mitbruder bei hereinbrechender Dämmerung in einem Gang des Klosters plaudernd stand — es war die heimelige Stunde, wo der Schwund des Tageslichts alle Gegenstände in ein leichtes Geheimnis hüllt — da kam der Quardian die Stiege herauf und bog in den Gang ein um an ihnen vorüberzuschreiten. Als die beiden nach Klosterseite mit leichter Verbeugung ihn begrüßten, sprach er im Vorbeigehen, ohne sich aufzuhalten, die kurze Rede: „O wie schön ist es, wenn Menschen in der Dämmerung beisammenstehen!“ Anselms Mitbruder lächelte wie beglückt von dem gnädigen Wort; aber den anderen hatte ein spitzer Nadelstich getroffen. Alles hatte er in einem Augenblick erfaßt: Die spöttische Umformung eines bekannten Schriftwortes; das längere Verweilen der Augen des Quardians auf ihm; die salzige Bitterkeit, die dem leichten Scherzwort beigemischt war — und aus den sich entfernenden Schritten des Quardians flang es für seine Ohren wie Triumph über einen gutgezielten Pfeilschuß. Lange mied an diesem Abend der Schlummer seine Augen. Anselm begann immer deutlicher zu denken, daß es besser wäre, wenn der Quardian und er niemals zusammengekommen wären; er begann ihr nahes Beisammensein und ihr gegenseitiges Verhältnis als ein Unglück zu empfinden und wünschte, daß sie beide weit getrennt sein möchten. Seltsam war es dabei, doch der unbesangenen Selbstsicherheit seines Lebensgefühls entsprach es, wenn er nicht sich aus diesem Kloster wegwünschte: nein, er war hier und fühlte ein Recht hier zu sein; doch der andere hätte in weiter Ferne verschwinden sollen. Während er so schlummerlos in die Dunkelheit starnte, nahte sich seinem Bett nur ganz schüchtern die Vorstellung, daß er in klösterlichem Gehorsam sich unterordnen, sich überwinden müsse; nur schüchtern nahte sich dieser Gedanke und floh alsbald wieder aus dem Dunstkreis des ungleich mächtigeren Gefühls tiefinnerer Abneigung. Der Himmel von Anselms Seele war schon nicht mehr von leichten Schleierwolken überzogen; bleiern, schwer wie vor einem Gewitter lastete die Wölbung, seltsame Wolkengebilde stiegen am Horizont empor, matt schien die Sonne durch den Dampf und irgendwo flatterte es wie von eines Vogels ängstlichem Flügelschlag.

Mit Anselm erhob sich am nächsten Morgen der Trotz vom Lager. Er war entschlossen, fernere Begegnungen mit dem Mädchen seiner Heimat zwar nicht zu suchen, doch auch nicht zu meiden. Kein Klostergesetz, so sagte sich Anselm, verbot harmlose Rede mit einem Weibe; zudem hatte er schon gesehen, wie andere Klosterbrüder mit Frauen ihrer Heimat geplaudert, ja gescherzt hatten; und endlich fühlte er mehr, als daß er es wußte, wie fühl sein Wesen war gegenüber jenen Empfindungen, mit denen andere in steten, schweren Kämpfen lagen. Selbst gegen die Forderungen des Blutes bewies seine Natur das Herrenhafte, das in ihm schlummerte. Dieses hübsche Kind

war ihm eine Blume der Heimat, die er mit den gleichen Augen wie ein blättergrünes, blütenerschlossenes Kräutlein des heimischen Waldes zu betrachten imstande war. Und da die edle Frau von Stibar noch Monate lang im Lande verweilte und wiederholt nach Villach zurückkehrte, kam es denn auch zu wiederholten Begegnungen; und was konnte der Guardian Erasmus dagegen haben wollen, wenn die edle Frau samt ihrer Tochter ihm selber und dem Kloster einen Besuch abstattete? Dass freilich Barbara Kröppelin in ihrer Unbefangenheit es wagte, auch allein an die Klosterpforte zu klopfen und den Landsmann zum Plaudern ins Sprechzimmer bitten zu lassen — das erfüllte den Klostervorstand mit schlechtverhohlem Groll und er sann, wie er solchen Besuchen einen Niegel vorziehen und zugleich den Bruder Koch, dessen abweisender Stolz ihm von Tag zu Tag unerträglicher wurde, empfindlich demütigen könne. Eines Tages — es war unterdessen längst der kalte Kärntner Winter ins Land gezogen — ließ er Anselm rufen und teilte ihm mit, dass er nun für den Rest des Winters aufs Terminieren gehen müsse; das Kochen werde unterdessen der Bruder Lambert besorgen, den er ja so gut angelernt habe. Was Anselm nicht für möglich gehalten, aber insgeheim doch immer gefürchtet hatte, war nun da. Augenblicks fühlte er, dass es auf seine Demütigung abgesehen sei. Noch nie war ein Klosterloch aufs Terminieren geschickt worden; von abgelebten Greisen, von jungen Klostergehilfen konnte dies Geschäft ebensogut besorgt werden; wozu den Koch aus seiner wichtigen Tätigkeit reizen um des Bettelns willen? Und — dass er sich's nur nicht eingestand — der Stolz des begüterten Bauernohnes sträubte sich dagegen, an fremde Türen zu klopfen; zehnmal lieber zehn Bettelnden, zehn Hilfesuchenden überreiche Gabe gespendet! In dieser Hinsicht hatte Anselm seines Ordens Geist noch nicht wahrhaft erlebt. — Ist es wahr, was Völker glauben, dass jeder einen bösen Geist habe, der alles Able ihm eingebe? Und dass oft zwei Menschen den gleichen bösen Geist hätten, der sie in teuflischer Lust gegeneinander heize um sie beide zu verderben? Es war, als ob an jenem frostigen Februarstage ein solcher Höllengeist sich in des Guardians Zelle geschlichen und zuerst dem Klosteroberen seinen Befehl — und sodann dem Klosterloch Anselm die Antwort darauf in den Mund gelegt habe. Denn dieser entgegnete mit der Frage, seit wann ein Koch aufs Terminieren geschickt werde; und als der Guardian, schon aufs äußerste gereizt durch diese Ungehörigkeit, mit Heftigkeit erwiderte, dass ihm noch nie eine solche Frage gestellt worden sei und dass der Koch nichts als zu gehorchen habe — — da sprach Anselm, bleichen Gesichts, mit leise zitternder Stimme: „Aufs Terminieren gehe ich nicht“ und verließ den Raum.

Dem Guardian Erasmus schienen an jenem Abend die Grundfesten seines Klosters zu wanken. So sehr ihn an sich der kaum bekämpfte Neid gegen jede fremde Tugend und Tüchtigkeit, die deutliche Mizzenst gegen jeden Unbekannten oder Bewunderten ins Unrecht setzte; in diesem Fall hatte ihn der Ungehorsam selber zum Verfechter, zum Rächer der beleidigten Klosterzucht gemacht, und er war gewillt, sie zu rächen. Ein guter und schlechter Erzieher zugleich, wusste er stets genau, wie ein Sünder am sichersten getroffen werden konnte, aber er fühlte nicht in jedem Fall, ob die Demütigung auch am Platze sei oder nicht. So hätte er Anselm ganz für sich, ohne weiteres Aufsehen, in Buße nehmen können; er aber bot zur Demütigung den ganzen Konvent auf. Dem überaus gewandten, eindringlichen Redner war es eine Kleinigkeit, selbst den mildesten der versammelten Ordensbrüder

davon zu überzeugen, daß hier ein ungewöhnlicher Verstoß gegen das Geübde des Gehorsams vorliege, und daß Anselms Verhalten gerade die Zucht, auf der die Bettelorden gegenüber mancher Versallserscheinung innerhalb der besitzenden Orden so stolz waren, in Gefahr gebracht habe; und als Pater Josephus, schon eingeschüchtert, zu bedenken geben wollte, daß man der raschen Jugend doch manches nachsehen dürfe, fertigte ihn der Quardian mit der Frage ab, ob der Pater Josephus vergessen habe, wie sehr er ihm gegenüber die geistige Reife des Kochs Anselmus schon gelobt? So fand der Vorschlag des Quardians Annahme, den Koch damit zu strafen, daß er auf ein Vierteljahr seines Amtes enthoben, das Betreten der Klosterküche ihm untersagt und er während dieser Zeit zu niedrigen Arbeiten und Hilfsleistungen verwendet werden solle: unbeschadet besonderer Buß- und Gebetsübungen, deren Wahl sich der Quardian vorbehält. Vor der beklommnen Versammlung der Brüder, deren manch einer den Klosterkoch nicht anzusehen wagte, nahm Anselm den Bescheid entgegen, dessen Milde der Quardian ganz besonders hervorhob.

So verging der Winter, die Sonne stieg langsam höher und küßte vom Fuß der Berge den Schnee hinweg, langsam, immer höher hinauf. Aber so hell sie über Kärnten leuchtete: am Himmel von Anselms Seele war sie ganz verschwunden. Gibt es ein peinigenderes Gefühl für den empfindsamen Menschen, als neben der Stätte voriger Wirksamkeit weilen und diese wegen Unwürdigkeit meiden zu müssen, täglich an seine Schmach erinnert zu werden? Denn minderes nicht als Schmach empfand Anselm. Eine ungeheure Traurigkeit hatte von seiner Seele Besitz ergriffen. Nicht dies demütigte ihn, daß er im Klostergarten Dünger schlepppe und über die Beete breitete, daß er auf dem Rücken Wasser in die oberen Stockwerke des Klosters schlepppe: immer wieder suchte sein irres Auge die Gegend der Klosterküche, aus der man ihn für lange Wochen verbannt hatte. Stand er gegen Tages Ende an einem kleinen Fenster, das gegen Süden sich öffnete, und blinkte, von Abendstrahlen überslogen, die schneige Kette der Karawanken jetzt silbern, nun golden und dann veilchenfarbig herüber, um zuletzt in mattes Grau zu versinken — dann nahm seine Traurigkeit die Gestalt der Heimatschnsucht an. Doch nicht nach Vaterhaus und Mutteraugen, nach Jugendgespielen und Kinderlust sehnte er sich: nur nach den waldbigen Gründen, den blumigen Feldrainen, den schilfsum säumten Weihern der Heimat und nach all den Kräutlein, die dorten grünten und blühten. Dann war es ihm, als müßte sich drüben neben dem hohen Mittagskogel ein Heimattal sich öffnen, darinnen ein abendlicher, schattenumhüllter Frühlingswald, aus dessen Moospolster die blaue Walbwiese sich erhob, die seltsam duftende Haselwurz, der wundersame Türkengrub, während links und rechts aus der Dämmerung die Blumenengelgestalten der Windröschen herüberleuchteten. In solchen Stunden beschlich ihn Weichheit und ein Gefühl abbittender Reue. Denn wenn er sich gleich als den Gefränkten fühlte, so sagte ihm doch auch zuweilen eben das Herrenhafte seines Wesens, daß ohne Zucht und Ordnung nichts in der Welt von Dauer sein könne. In solchen Stunden, wenn sein Leib und sein Auge erfarrte und die Blicke ohne Schau sich in die dämmrnde Nebelerne bohrten, löste sich seine Seele, ihm unbewußt, leise von seinem Körper und schwieb voll bittender Demut hinüber zu einer der Klosterzellen und wollte um Neigung und Versöhnung werben. Doch etwas wie ein böser Geist hatte die Schwelle belagert; traurig lehrte sie um, und mit einem tiefen

Seufzer ward Anselm, aus der Verlorenheit erwachend, sich seiner wieder bewußt. Und es war Nacht geworden über dem Kärtnerland. (Fortl. I.)

Ein Werk von Elisabeth Dauthendey*

Von Dr. M. Gebhardt

„Der Weg, auf dem man das Schicksal findet, führt nicht bloß mit dem Unbekannten, das aus der Welt in die Seele eingreift, in diese hinein. Es wird offenbar, in welch hohem Maße die Seele selbst ihr Schicksal ist.“ Mit diesen beiden Sätzen stellt der große Seelen- und Bücherfreund Hermann Hörer die Doppelnatur unseres Schicksals dar. Um die beiden Seiten des menschlichen Daseins, die geheimnisvoll und unlösbar zusammengebunden sind, noch klarer aufzuzeigen, fügt er erläuternd bei: „Der in uns wollende Wille erscheint uns als die reifste Frucht des Schicksals. Wir sind die Selbstvollzieher des uns so rätselhaft Zugeschauten.“

Im Lichte dieser Erkenntnis muß von uns Elisabeth Dauthendey's neues Buch „Erla und die sieben Herrenhöfe“ (Verlag „Der Bund“, Nürnberg), empfangen werden, wenn uns seine tiefe, schwermütige Weisheit ganz zuteil werden soll: wollender Wille und Schicksal bilden das Mysterium des Lebens. Das kündet uns Erla.

Wer ist Erla? so fragt das Buch in seinem „Vorlied“. Und diese Frage steigert sich, in sieben Novellen immer neu gestellt, zur heftigsten Erregung, bis sie nach siebenfacher Deutung in Geschehnissen endlich im friedvollen „Ausklang“ auch noch im Wort ihre Erlösung findet.

Als Schicksal, als Lockung, als Verhängnis tritt Erla in den Frieden der sieben Herrenhöfe. Immer rufen ihre grünschillernden Augen, in denen sich goldene Eidechsen schlängeln, aus überraschter Mannesseele die bebende Frage hervor: Wer bist du? Und immer ist ihre Antwort dolchsharß wie ihr Lachen: „Ich bin, die man ruft. Ich lebe überall, wo Mannesstimme nach mir greift.... Mich fragt man nicht, mich kennt man, in deinem Blute kennst du mich und hast mich heiß gerufen....“ So kündigt Erla ihr eigenes Wesen, das als Frage und Prüfung über die Erde geht, damit die Geheimnisse unlauteren Wollens in der Mannesseele offenbar werden und Gericht über sie sei. Denn Erla ist, wie der „Ausklang“ des Buches ethisch ver-deutlicht, „die Rune des Schicksals. — Sie trägt Tod und Erfüllung in ihren lockenden Händen. — Tritt ein in jede offene Tür. — Vor der Kraft des reinen Willens senkt sie den begehrlichen Blick. Und geht an dem vorüber, in dessen Garten die Lilien blühen.“

Groß und erhebend wie die Idee des Buches ist auch die Welt der Dichtung, in der sich diese Idee ausbreitet und in wundervollen Gesichten zu dichterischer Vollkommenheit und zur Ruhe ethischer Vollendung gestaltet. Immer die gleiche und doch ewig wechselnd in der Erscheinung, tritt Erla, das Schicksal, in den Frieden der sieben Herrenhöfe, die im Walde liegen, bald als Jägerin, bald vom hohen Seil niedersteigend, bald im Gewand der Künstlerin oder der vornehmen Dame. Siebenmal probt sie ihre Macht. Verzweiflung, Tod und Untergang sind immer mit ihr im Bunde. Mit

* E. Dauthendey, Erla und die sieben Herrenhöfe, gbd. 1.50, zu beziehen durch die Ver-sandbuchhandlung B. Frank, Würzburg, Domstraße 72.